

wird diese. Und je interessanter sie war, desto besser. Man zehrt davon.

Die beiden Frauen, denen ich von meinem ersten Mordfall aus dem Jahre 1959 erzählte, sind längst wieder weg, der Kontakt abgerissen.

Ein Jahr ist seither vergangen. Die schweigende Gestalt im Speisesaal, die mit ihrem Verbrechen davon gekommen war, ist verschwunden. Man sagte mir, sie sei verstorben. Ich fragte nicht nach. Damit war die Wunde geschlossen. Dort, wo sie jetzt war, würde ewige Gerechtigkeit walten.

Und bei meinem langen Spaziergang um den kleinen Weiher, der zu unserer feinen Wohnanlage gehörte, habe ich mich gefragt, welcher Fall aus der Vergangenheit mich ebenfalls so sehr beeindruckt hatte, dass ich seinen Schatten mit ins Heute nehmen wollte. Ich könnte mich auf langen Spaziergängen mit dem Schatten unterhalten. Leise. Ganz leise.

Und wenn die Leute, die mir entgegenkamen, seltsam schauten, weil die ältere Frau, nein, die alte Frau, vor sich hin murmelte, dann sollten sie eben denken, ich sei wunderbarlich.

Ich hatte immer dieses Sonett von William Wordsworth geliebt: *Die Narzissen*. (*The daffodils*). Jedes englische Schulkind kennt sie und hasst sie vermutlich ebenso wie wir damals Goethegedichte gehasst hatten.

»I wandered lonely as a cloud ...«, später spricht der Dichter von »the bliss of solitude« – das Entzücken an der Einsamkeit. Ja, allein spazieren gehen und dabei zurückzudenken, das kann außerordentlich wohltuend sein.

Das war der Moment, in dem ich beschloss, die Zweifel und die Fragen und die schmerzhaften Gefühle des verrückten Jahres 1967 wieder aus meinem Innersten hervorzukramen und mich zu erinnern. Auch wenn es wehtat. Denn ich hatte mich in einen Mörder verliebt.

1967 – was für ein Jahr!

Große Koalition von Kiesinger und Brandt. Schiller sprach von der Talsohle der Konjunktur, und das löste allgemeines Entsetzen aus. Es musste wirtschaftlich immer aufwärts gehen, das war wie ein Naturgesetz. Keiner zweifelte am Segen des unerschöpflichen Wachstums. Umwelt war kein Thema. Den Gedanken an Klima gab es nicht.

Kinder saßen im Laufstall, es gab noch keine Pampers, dafür aber rosa und blaue Strampelhosen.

Obwohl langsam alles freier wurde, ging es sonntags in die Kirche und später an den Familienesstisch mit Schweinebraten. In Karlsruhe wurde das zerstörte Naturkundemuseum renoviert. Es würde prachtvoll werden. So prachtvoll, wie die Stadt gewesen war, bis 1944 die Bomben auf sie regneten. Die letzten Kriegsfolgen verschwanden allmählich. Auf den Dächern wuchsen dafür unschöne Wälder aus Antennen, denn fast jeder hatte inzwischen einen Fernsehapparat. ... Ach so manches fiel mir wieder ein aus diesem Jahr. Doch dann dachte ich an den gewaltsamen Tod von Rosi Baron, die eigentlich Roswitha hieß, und an die traurigen Begleitumstände der Tat.

Ich setzte mich auf mein behagliches Sofa und holte das Damals ins Heute. Eine schöne Zeit war das für mich persönlich gewesen. Ich hatte die Ernte meines

Fleißes und meiner Beharrlichkeit eingefahren, aber es war auch die Zeit einer unpassenden Leidenschaft ... doch dazu später. Zunächst zur Ernte.

Es war mir nämlich tatsächlich gelungen, einen Sprung in meiner Laufbahn zu machen. Im Jahr 1967 nun bei der Karlsruher Kriminalpolizei. Natürlich nicht als Kommissarin, wie ich es mir immer gewünscht hatte. Diesen Titel gab es nicht für Frauen. Erst vier Jahre später würden sie Frauen in die normalen Ränge der Kripo aufnehmen.

1967 gehörte ich noch zur sogenannten Weiblichen Kriminalpolizei und kümmerte mich um Fälle, die man uns Frauen nun mal so zutraute: entlaufene Heimkinder, Mädchen, die vom Stiefvater belästigt wurden, Ladendiebinnen und Zigeunerkinder, die nicht zur Schule gingen. Ich schmunzelte. Ja, damals hatte man Zigeuner noch Zigeuner genannt, und kein Mensch hatte sich etwas dabei gedacht. Abwertend hatte es trotzdem geklungen.

Mit Erfolg hatte ich die Beamtenprüfung abgelegt und war nun im Rang einer Inspektorin eingesetzt. Alle staunten. Meine Eltern verstanden die Welt nicht mehr.

Ich saß damals in einem Büro mit der Sekretärin des Chefs, der gestrengen Frau Meister, an einem kleinen wackeligen Holztisch in der Ecke, eine altmodische Schreibtischlampe auf meinem Tisch, einen Block und ein paar Stifte. Glamourös war das alles keinesfalls. Nicht mal ein eigenes Telefon hatte ich am Anfang. Mit meinem »Kann ich mal kurz?« ging ich Frau Meister aber so auf die Nerven, dass mir schließlich ein eigener Apparat zugeteilt wurde. Unser Chef, Wilhelm Maas, ein schwerfälliger, großer Mann mit müden Augen,

glaubte mich aber ermahnen zu müssen: »Aber keine Gespräche mit der Freundin über die neueste Mode, Fräulein Hermann!«

Dabei wäre gerade das ein gutes Thema gewesen, denn wir hatten bei der Mode nur einen Gedanken, der uns anfeuerte: Nur nicht aussehen wie unsere Mütter. Kurze Röcke kamen auf, schlabbrige Pullover. Oder kurze Kleider, hochgeschlossen. Die moderne A-Linie kaschierte manch Wohlstandsbäuchlein.

Andere Gesprächsinhalte als Kleider und Frisuren schienen meine männlichen Kollegen einer Frau, die am Telefon war, aber sowieso nicht zuzutrauen. Dabei war alles in Bewegung und kamen neue Ideen auf, nur merkten wir es noch nicht.

1967. Es war der Sommer der Liebe, wo sich junge Leute neue Wege erkämpften, und es war ein heißer Sommer in den USA, wo die Rassenkrawalle eine neue Dimension erreichten. Jetzt schien auch bei uns möglich, was man vorher unter den Teppich gekehrt, wo man geschwiegen hatte. Nazi-Ärzte standen vor deutschen Gerichten, und Mick Jagger zeigte den Stinkefinger als Schockfigur der Älteren. Eine Zeit im Aufbruch.

Vieles hatte sich geändert, aber das meiste war geblieben. Denn die Menschen brauchen länger als die Umstände, und meine Kollegen hier in Karlsruhe waren fast alle in den 30ern geboren. Hitlerzeit. Muss man mehr sagen?

Und natürlich war ich in den Augen der Abteilung zum Kaffeekochen geboren. Frau Meister delegierte diese ewige Frauenaufgabe gerne an mich, die Jüngere, und ich versah sie mit trotzigem Protest. Wir schrieben

Ende Mai des Jahres 1967 – und ich sehnte mich nach mehr Bedeutung im Leben.

Es gab nämlich neue Stimmen mit weiblichem Klang. Romy Schneider hatte Deutschland längst verlassen und lebte ein skandalöses Leben in Frankreich. Nicht dass wir nicht alle gerne in den Armen dieses ungeheuer gut aussehenden Alain Delon gelegen hätten. Gitte und Katja Ebstein sangen Lieder, die sich nicht nur um Männer und Herzschmerz drehten, so wie auch Alexandra, die von einem Baum als Freund sang und das Lied eines Zigeunerjungen erklingen ließ. Die niedliche Uschi Glas, die in dem »Unheimlichen Mönch« toll aussah und von der wir hofften, man würde noch mehr sehen, war auf dem Sprung zu einer Karriere. Janis Joplin in Amerika bekannte, dass sie *Nigger* nicht hasste und deshalb wohl anders sei als die Masse. Womit sie offenbar recht hatte. Die kecke June Carter tourte mit Johnny Cash, doch weigerte sich, ihn zu heiraten, solange er drogenabhängig war. Eine starke Frau mit einem eigenen Willen, fürwahr.

Vieles hatte sich geändert seit 1959, auch in Deutschland, auch in Karlsruhe. Und vieles hatte sich nicht geändert. Das Land war unruhiger geworden, alte Regeln galten nicht mehr automatisch. Es wurde gefragt, es wurde widersprochen.

Muss ich erwähnen, dass man bei uns, der Polizei, dies beklagte? Ich konnte nicht zählen, wie viele Anrufe bei uns eingingen, dass Gruppen von »Bärtigen« auf den heiligen Rasenflächen vor dem Schloss herumlungerten. Gammelten vielmehr. Ja, es waren Gammler. Ein Unwort für diejenigen, die nach dem Krieg die Ärmel hochgekrempelet hatten.